

GEORG BRAULIK OSB

Von der Stadt, die Gott uns gebaut hat

Eine Adventbetrachtung zu Jes 26, 1–6

Es mag ein Abend wie der unsere heute gewesen sein, den Jean Giono in seinem Buch „Vom wahren Reichtum“ beschrieben hat: „Ich blicke die Straße hinunter, dorthin, wo aus hellerleuchteten Häuserfronten und dunklen Flecken mit goldenen Punkten sich Paris auftürmt. Die weißen und roten Lichter blinken von unten her, wie aus einem nächtlichen Tal, in dem sich eine Wandertruppe gelagert hat. Und der Lärm? Es ist der Lärm eines Flusses oder einer Menschenmenge. Doch die Lichter sind falsch und kalt wie die Lichter der Hölle . . . ich sehe, was dunkler und wirklicher ist: diese Stadt des körperlichen und geistigen Elends, diese Stadt der Armut und Mittelmäßigkeit, der Irrtümer und der Liebe zum Irrtum. . . . Das Leben brennt unaufhörlich in den Leibern der Bewohner dieser Stadt, doch nicht mehr zur Freude an der Flamme, sondern zum Nutzen. Das Leben jedes einzelnen muß etwas hervorbringen; das Leben des einzelnen hat auch nicht mehr seinen rechtmäßigen Besitzer; es gehört einem anderen, der einem anderen gehört, der wiederum der Stadt gehört. Es ist eine endlose Kette von Sklaven; was erzeugt wird, zerstört sich selbst, ohne Freude und Freiheit zu schaffen. Wozu dient es also?“

Was Giono als entschiedener Aussteiger und Alternativer der Dreißiger Jahre damit skizziert, ist mehr als eine Augenblicksimpresion von Paris. Es ist die poetische Vision einer entmenschlichten Riesenstadt und des erbärmlich entfremdeten Lebens in der Maschinengesellschaft. Gionos Aufruf, sich den Ungeheuern der Städte zu verweigern, hat zwar ein vielfaches Echo gefunden. Den Urbanisie-



P. Georg Braulik OSB ist Professor für Alttestamentliche Bibelwissenschaft an der Universität Wien. P. Braulik und ENTSCHLUSS-Mitarbeiter Martin Mayr haben dieses Heft über Jerusalem gestaltet.

rungsprozeß der letzten fünfzig Jahre hat er natürlich nicht gebremst. Und heute ist die Stimmung beinahe schon apokalyptisch. Gegen Ende unseres Jahrhunderts werden vierzig Prozent der Bevölkerung der Dritten Welt in Städten mit zum Teil extrem ausgedehnten Elendsgürteln wohnen. Welche Antwort geben wir als Kirche auf diese Herausforderung der säkularisierten modernen Megalopolis?

Symbol der Endzeit

Die „große Stadt“ ist nicht erst Alptraum unserer Tage, sie ist schon für die Bibel Symbol eines

endzeitlichen Geschicks. Empfiehlt sie uns den Auszug aus den Städten, zurück in das Paradies eines erdverbundenen Lebens, zum Wissen der Natur, das uns lehrt, wie wir Mensch sein können? Hören wir unsere alttestamentliche Adventlesung Jesaja 26, 1–6 daraufhin ab. Sie stammt aus einem Endzeitgemälde, der sogenannten Jesaja-Apokalypse, wo die Wehen und Freuden des kommenden Gottesreiches nicht zuletzt in Stadtliedern besungen werden.

An jenem Tag wird dieses Lied im Land Juda gesungen werden: Wir haben eine Stadt, die für uns Kraft ist.

Rettung hat (ihr der Herr) als Mauern und Wall gesetzt.

Öffnet die Tore, damit ein gerechtes Volk einzieht, das Zuverlässigkeit bewahrt.

Fest gegründetem Sinn behütet Du Frieden, ja Frieden, denn er vertraut auf Dich.

Vertraut auf den Herrn für alle Zeiten, nur auf den Herrn!

Der Herr ist ein ewiger Fels.

Denn erniedrigt hat Er die Bewohner der Höhe,

die hoch aufragende Stadt, tief sie hinabgestürzt auf den Boden,

in den Staub sie gestoßen.

Zertreten kann sie der Fuß, die Füße der Armen, die Tritte der Schwachen.

Für den antiken Menschen konzentrierten sich in den Städten die Möglichkeiten kulturellen Zusammenlebens. Städte galten ihm als Inbegriff der Gesellschaft mit ihrer Unmenschlichkeit, aber auch mit ihrer ganzen Faszination. Das Lied, das in unserem Text angestimmt wird, ist ein Gesang auf solche Städte. Ihre Namen werden nicht genannt, um sie als Typen erscheinen zu lassen. Letztlich sind es Gesellschaften, die miteinander rivalisieren. Da ist einmal die hoch aufragende Stadt, Symbol der in sich selbst ruhenden säkularen Macht. Ihr steht die Stadt gegenüber, die Gott gebaut hat. Wir haben dabei wohl an Jerusalem zu denken, doch wird das nicht ausdrücklich gesagt. Mauern und Wälle deuten die Konturen einer Festung an. Aber das Bild wird sofort transzendiert. Nicht militärische Absicherungen schützen „die Stadt, die uns Kraft ist“, sondern „Rettung hat ihr der Herr als Mauern und Wall gesetzt“. Also nicht die Bollwerke menschlicher Verteidigung machen die Stärke unserer Stadt aus, sondern das, was Gott als „Rettung“, als „Befreiung, Erlösung“ wirkt. Dadurch verflüchtigt sich die Stadt aber nicht ins rein Religiöse. Ihre Tore öffnen sich ja einem „Volk“, das heißt, einer gesellschaftlichen Größe.

In Gott festgemacht

Was charakterisiert diese Gesellschaft? Sie ist ein „gerechtes Volk“. Es lebt also nach der sozial gerechten, geschwisterlichen Ge-

sellschaftsordnung Gottes, Tora genannt, der alttestamentlichen Vorwegnahme der Bergpredigt Jesu. Und es ist ein Volk, „das Zuverlässigkeit bewahrt“. In dem Wort „Zuverlässigkeit“ steckt die hebräische Wurzel für „sich festmachen, glauben“. Deshalb ist auch der „Sinn fest gegründet“. Was damit gemeint ist, wird sofort verdeutlicht, wenn es von diesem Volk heißt, es „vertraut auf dich“, nämlich auf Gott. Dieses Vertrauen kommt nicht aus einer augenblicklichen Gefühlsanwandlung, sondern ist ein Glaube, der in Treue durchgetragen wird, allen Widrigkeiten zum Trotz. Und die gibt es. Schon deshalb, weil das

Volk, das gerecht und im Vertrauen auf seinen Gott lebt, ein Volk von „Armen“ und „Schwachen“ ist. Neutestamentlich sind das jene, die hungern, die trauern, die in Verruf gebracht werden, die aber keine Gewalt anwenden, sondern barmherzig sind und in ihrer Wehrlosigkeit Frieden stiften. Gerade sie hat Jesus selig gepriesen, ihnen hat er das Reich zugesprochen. Diesem „Volk“ öffnen sich die Tore der Stadt Gottes.

Unser Lied spielt dabei auf den Zug der Pilger zum Tempel an, wie ihn Psalm 118, 19 f. beschreibt. Dort heißt es:

Öffnet mir die Tore der Gerechtigkeit,

damit ich eintrete, um dem Herrn zu danken.

*Das ist das Tor zum Herrn,
nur Gerechte treten hier ein.*

Nicht jeder durfte das Heiligtum betreten. Die Tore wurden nur dem geöffnet, der sich als sozial „gerecht“ erwiesen hatte. Auch Jesus wird später seine Sozialordnung, die Bergpredigt, als die „größere Gerechtigkeit“ bezeichnen und von ihr den Eintritt ins Reich Gottes abhängig machen (Mt 5, 20).

Wer im Tempel ist, ist im Raum des „Friedens“, des Schalom, der Gemeinschaft mit Gott und eines alle Dimensionen umfassenden irdischen Glücks inmitten einer geschwisterlichen Gemeinde. Zentrum des Jerusalemer Heiligtums ist der „Fels“, auf den der Tempel gebaut ist. Man kann heute noch in der Omarmoschee, dem „Felsendom“, ein Stückchen davon sehen. Doch geht es letztlich nicht um dieses Steinmassiv, das da unbezwinglich aus dem Erdreich herausragt wie aus den Tiefen des Chaos, Symbol einer Festigkeit und Zuverlässigkeit, an die man sich halten kann. „Fels“ war vielmehr ein Titel, unter dem man im Tempel von Jerusalem Jahwe anrief.

Die ganze Stadt ist der Tempel

Vor diesem Hintergrund müssen wir unser Lied sehen. In ihm zieht das Volk aber nicht mehr in einen ausgegrenzten Sakralbereich innerhalb der Stadt; ein Tempel wird nicht mehr erwähnt. An seine Stelle ist vielmehr die ganze Stadt getreten. Die Gesellschaft als solche ist jetzt gewissermaßen das Heiligtum, in dem Gott weilt. Paulus wird die christliche Gemeinde später daran erinnern:

„Wißt ihr nicht, daß ihr der Tempel Gottes seid, und daß der Geist Gottes in euch wohnt?“ (1 Kor 3, 16).

Die Gemeinde ist also der Raum des Schalom, des Friedens und Glückes. Sie kann es sein, weil sie festgegründet ist und auf den vertraut, der „ein ewiger Fels“ ist. Welch ein Kontrast zu der Stadt, die sich sicher wähnt, weil sie auf einer unzulänglichen Höhe gebaut ist! Nur ein Kontrast? Nein! Denn die beiden Städte rivalisieren nicht für immer miteinander. Schon hat

der „ewige Fels“ die „hoch aufragende Stadt“ menschlicher Sicherheiten in den Staub gestoßen. Schon schreiten die „Füße der Armen“, die „Tritte der Schwachen“ über die Systeme hinweg, die das Leben begrenzen und ersticken, wie sie Giono für unsere Großstädte beschrieben hat.

Eine Utopie, voll Adventsehnsucht, aber noch ortlos in der Welt moderner Großstädte? Nur dann, wenn auch jene „Stadt auf dem Berg“, von der Jesus gesprochen hat, bloßer Jenseitstrost ist und ihre „Zivilisation der Liebe“ nur Urchristenromantik. Zwar wird unser Siegeslied erst „an jenem Tag“ gesungen werden. Doch ist damit eine durchaus geschichtliche „Endzeit“ gemeint. Für die christliche Hoffnung ist sie sogar schon angebrochen. Denn im Unterschied zur alttestamentlichen Gemeinde warten wir nicht mehr auf etwas ganz und gar Ausstehendes, sondern nur darauf, daß sich das Reich, das mit Jesus gekommen ist, in der Gesellschaft unserer Welt durchsetzt. Die frühen christlichen Gemeinden – ausgehend von Jerusalem – hatten so sehr in den Städten ihren „Ort“, daß die gegen Ende des zweiten Jahrhunderts verfaßte Schrift an Diognet die Christen als „Seele der Städte“ bezeichnet. Ihre Hausgemeinden waren Zellen, die alles durchdrangen. Die Praxis ihres geschwisterlichen Miteinanders sprengte die antike Klassengesellschaft, unterlief die Institution der Sklaverei, stellte Marginalisierte, vor allem Frauen und Kinder, allen übrigen gleich. Die säkularisierte Gesellschaft lag den Armen zu Füßen und mitten in ihr öffnete das „neue Jerusalem“ seine Tore. An dieser Stadt-Gesellschaft „Jerusalem“ hängt die Hoffnung auch unserer Städte. Ob wir in ihr Siegeslied einstimmen? Es ruft uns nicht zur *Flucht* aus den Städten, sondern zur *Zuflucht* in der „Stadt, die uns Kraft ist“. Wer ihre Gesellschaftsordnung, Jesu Bergpredigt nämlich, hört und danach handelt, der hat sein Haus tatsächlich auf einen „Felsen“ gebaut (vgl. Mt 7, 24).

Homilie am Donnerstag der 1. Adventwoche – gehalten vor den Studenten des Theologiezentrums am 3. 12. 1987.